



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

JOHANNES BURKHARDT

# DER KRIEG DER KRIEGE

Eine neue Geschichte des  
Dreißigjährigen Krieges

Klett-Cotta

Klett-Cotta  
www.klett-cotta.de  
© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung  
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg  
unter Verwendung eines Fotos von © akg-images  
Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde  
Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,  
Regensburg  
ISBN 978-3-608-96176-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# Inhalt

Vorrede	9
---------	---

## ZUM EINGANG: DREI VERMESSUNGEN DER KRIEGSKATASTROPHE UND EINE FRAGE

Die Geographie des Schreckens – Entvölkerungs- diagonale und Katastrophengebiete . . . . .	18
Die Trinität des Todes – Gewalt, Hunger und Seuchen . . . . .	26
Die Lebensrisiken der Vergessenen – Kinder, Frauen und Soldaten . . . . .	37
Und noch einmal: Die große Anfrage . . . . .	50

## KAPITEL 1: DER ABGESAGTE RELIGIONSKRIEG. ODER: WIE DER KRIEG BEINAHE AUSGEFALLEN WÄRE

Fenstersturz in den Frieden? Der verpasste Friede zu Eger . . .	55
Friedenswahrung im mehrkonfessionellen Reich . . . . .	69
Die große Absage – und doch kein Frieden . . . . .	82

## KAPITEL 2: DER STAATSBILDUNGSKRIEG – DIE GROSSBAUSTELLE EUROPA

Universalmacht oder Einzelstaat – die böhmische Staatsgründung . . . . .	92
Der habsburgisch-französische Konkurrenz- universalismus . . . . .	100

KAPITEL 3: WALLENSTEIN – DER MACHER DES KRIEGES  
UND SEIN MILITÄRISCHES ERBE

Das Generalat der entgrenzten Kriegsgewalt im institutionalisierten Reich . . . . .	113
Die Verstetigung und Verstaatlichung des Militärs . . . . .	125
Das stehengebliebene Heer – Kriegsrisiko oder Friedenschance? . . . . .	131

KAPITEL 4: GUSTAV ADOLF – EIN GOTISCHER VÖLKER-  
WANDERER IM EVANGELISCHEN MEDIENLAND

Gelegenheit macht Religionskrieger. Oder: Die Macht der Bilder . . . . .	140
Die Politik und der großgotische Universalkandidat . . . . .	146
Eine Wanderbaustelle des Friedens . . . . .	154

KAPITEL 5: UMKEHR ZUM FRIEDEN – DER ANDERE  
WALLENSTEIN UND SEIN VERMÄCHTNIS

Friedensapostel Wallenstein? . . . . .	164
Die diplomatische Talentprobe von 1629 . . . . .	168
Ein Friedensgeneralat der zwei Pläne . . . . .	171
Reichsfriedenspolitik im Medienkrieg . . . . .	179
Kein Last-minute-Frieden . . . . .	183

KAPITEL 6: PRAG 1635 – FRIEDEN GELUNGEN,  
KRIEG ENTFESSELT

Die Wiederherstellung des Reichsfriedens . . . . .	191
Und doch kein Ende . . . . .	199
Migrationen und Institutionen als Überlebenshilfe . . . . .	203

KAPITEL 7: NUN REICHT ES – DAS DEUTSCHE GO-IN  
UND DAS WESTFÄLISCHE SYSTEM

S.O.S. . . . . .	213
Der Ausgang des Staatsbildungskrieges in Europa . . . . .	216
Der dritte Weg der föderalen Reichsverfassung . . . . .	220
Religionsfrieden als Staatsleistung . . . . .	225

ZUM AUSGANG: KANN EIN DREISSIGJÄHRIGER KRIEG  
ANREGUNGEN GEBEN, WIE MAN KRIEGE BEENDET?

Friedensakteure und Zeitfenster . . . . .	240
Die Verkennung des ordnungspolitischen Interessenkonflikts . . . . .	243
Die Friedenssprache und die Praktiken der Pazifizierung . . . . .	247
Baustellen einer europäischen Friedenskultur . . . . .	255

ANHANG

Quellen- und Literaturbericht: Ausgewählte Belege und Hinweise . . . . .	267
Abbildungsnachweis . . . . .	296

## Vorrede

Seit jeher hat der Dreißigjährige Krieg, der von 1618 bis 1648 Deutschland und Europa erschütterte, in der historischen Gedächtniskultur einen besonderen Platz und einen fast mythischen Charakter. Dazu prädestinierten ihn legendäre Kriegshelden wie Wallenstein und Gustav Adolf, aber auch Gewalttaten und Kriegselend von unvorstellbarem Ausmaß und ein breiter Strom der Überlieferung von Chronisten und Dichtern, die wie Grimmelshausen im *Simplicissimus*, Friedrich Schiller in seiner Dramentrilogie *Wallenstein*, Bertolt Brecht in *Mutter Courage* und Günther Grass in *Das Treffen in Telgte* dieses Krieges in gültigen Werken der Weltliteratur gedachten, die aus hunderten von Texten der erzählenden wie dramatischen Literatur hervorragen. Ganz zu schweigen von der Geschichtsschreibung, die sich im 19. und 20. Jahrhundert dieses Krieges besonders angenommen hat: mit Gesamtdarstellungen, Biographien der Kultgestalten und einer ganzen Serie von heimatkundlich interessierten wie landesgeschichtlich professionellen Beiträgen, die angesichts der Unzahl von Kriegsschauplätzen und betroffenen Regionen und Orte kaum noch überschaubar sind.

Eine ganze Reihe neuerer und gegenwärtiger Experten der Geschichte der Frühen Neuzeit sowie andere Autoren haben sich zu diesem Großereignis in der Mitte ihrer Epoche bereits in Themenbänden geäußert oder selbst Überblicksdarstellungen mit unterschiedlichen Akzenten herausgebracht

oder werden es zum Gedächtnis des im Jahre 1618 begonnenen Krieges tun. Der Autor dieses Buches hat bereits im Jahre 1992 in einer Reihe zur Deutschen Geschichte ein Bändchen zum Dreißigjährigen Krieg vorgelegt, dessen Akzentuierung eine bis heute anhaltende Diskussion ausgelöst hat.

Diese dichte und nachhaltige Präsenz eines vierhundert Jahre zurückliegenden Ereignisses gibt unübersehbar zu erkennen: Dies war nicht irgendein Krieg, sondern der Krieg der Kriege überhaupt. Und das aus doppelt gutem – oder eigentlich schlimmem – Grunde. Zum Krieg der Kriege wurde er in der Erinnerungskultur erst einmal schlicht durch seine unbegreifliche Länge. Kein anderer Krieg dieser Größenordnung hat in Deutschland und Europa je so lange angehalten – ein »Hundertjähriger« Krieg im 14. und 15. Jahrhundert ist eine literarische Fiktion, der »Achtzigjährige« der Niederlande wird nach einem Vorlauf im 16. Jahrhundert selbst zum Bestandteil des Dreißigjährigen Krieges, und der später an Zerstörungskraft kaum nachstehende »Neunjährige« in der Pfalz wie der »Siebenjährige« des allzu großen Friedrich, ja selbst die Weltkriege des 20. Jahrhunderts fallen in ihrem zeitlichen Umfang nicht derart aus dem Rahmen. In Übereinstimmung mit der zeitgenössischen Wahrnehmung – einige Publizisten zählten sogar damals schon die Kriegsjahre mit – ist der Krieg der Kriege als eine außergewöhnliche Strecke nicht enden wollender Gewalt auf dem Kriegsschauplatz des Reiches deutscher Nation und seiner angrenzenden Regionen in die Geschichte eingegangen.

Ein Krieg der Kriege aber war es zugleich im Sinne einer Kumulierung von Einzelkriegen. Nach den wechselnden Hauptgegnern des Kaisers benannt, soll die Abfolge eines Böhmisches-pfälzischen, Dänisch-niederländischen, Schwedi-

schen und Schwedisch-französischen Krieges Ordnung in die eigentlich noch weit umfangreichere Konfliktansammlung bringen. Mehr bringt es, wenn nach dem vorherrschenden Charakter des Krieges gefragt wird. Als Religionskrieg überliefert und zum Teil weiter so gesehen, ist er zugleich und noch mehr als europäischer Staatsbildungskrieg zu sehen und hat zeitweise als deutscher Verfassungskrieg Bedeutung erlangt. Mit all seinen Phasen und unterschiedlichen Konfliktfeldern ist er zum Modell eines Krieges schlechthin geworden.

Wozu braucht es dazu aber eine neue, womöglich andere Geschichte? Der Krieg der Kriege bietet in der Tat eine einzigartige Erkenntnischance, die hier umfassend genutzt werden soll: für eine Neuvermessung des Friedensproblems. Denn gerade die monströse Länge und der erschreckende Umfang des Kriegsschauplatzes hinterließen auch das wohl größte Untersuchungsfeld für die Kriegsursachenforschung. Und die Vielzahl der sich zusammenschließenden Einzelkriege ist auch eine besondere Herausforderung für die Konfliktanalyse, die Motive der Kriegsparteien und die Evaluierung der leitenden Interessen. Vieles ist noch zu tun, anderes ist schon geleistet worden, bedarf jedoch der Aktualisierung. So ist der Krieg der Kriege über das hervorhebende wie plurale Verständnis hinaus paradigmatisch als ein Musterbeispiel für die Bellizität der Frühen Neuzeit und ihre Ursachen erschlossen worden.

Das ist noch einmal zu erläutern, aber es gilt vor allem, einer noch weiter führenden Perspektive zum Durchbruch zu verhelfen. Es geht nicht allein darum, die Kriegsursachen namhaft zu machen, sondern mögliche Friedensalternativen zu erkunden. Der Westfälische Friede hat in jüngster Zeit viel Lob dafür bekommen, dass es den vertragsschließenden

Parteien überhaupt gelungen war, das dreißigjährige Kriegsgewirr aufzulösen und in eine tragfähige Ordnung im Reich und in Europa zu überführen. Es gab aber auch schon zuvor Friedenspausen zwischen den Kriegen und fast ein Dutzend Teilfriedensverträge wie zu wenig beachtete diplomatische Aktivitäten. Waren für die Herstellung des sogenannten »Westphalian System« eines mehrstaatlichen Europas sowie für die erneuerten deutschen Verfassungs- und Religionsregelungen wirklich vier Jahre Verhandlungen, ja überhaupt 30 Jahre Krieg nötig? Wie haben die betroffenen Menschen das selbst gesehen? Und was haben sie und die politisch Verantwortlichen unternommen? War der ganze Krieg der Kriege, so lang und vielfältig er war, womöglich auch eine Großbaustelle des Friedens?

Das Gedenken an die 400-jährige Wiederkehr des Beginns eines solchen Krieges kann, so gefragt, auch ein Impulsjubiläum für eine erneuerte historische Friedensforschung sein. Bundespräsident Walter Steinmeier, seinerzeit deutscher Außenminister, hat im Jahr 2016 auf ihrer Fachtagung an die Historiker und Historikerinnen appelliert, in der verfahrenen Situation heutiger Friedensdiplomatie doch den Erfahrungsvorrat an Friedensinitiativen, Verhandlungsstrategien und historischen Erfolgsfaktoren zur Anregung einzubringen. Der Redner hat dabei ausdrücklich den Westfälischen Frieden herausgestellt, aber natürlich kann auch der ganze Krieg in diesem Sinne eine Werkstatt des Friedens sein, der in Erfolg und Misserfolg den »praktischen Nutzen historischer Forschung für heutige Friedensbemühungen« erbringen kann.

Eine Geschichtsdarstellung, wie sie hier vorgelegt wird, hat den Krieg in seinem oft andersartigen historischen Zu-

sammenhang zu belassen, aber man kann ihn dabei so erzählen, dass die gesuchten »neuen Ideen und Ansätze« auch auffindbar sind. Nichts lässt sich eins zu eins umsetzen, aber ein Dialog mit einer solchen Vergangenheit kann doch auch einer historisch informierten Politikberatung dienen. Zum Ausgang wird sich das Buch dieser Aufgabe stellen und festhalten, was aus dem Krieg der Kriege noch heute oder heute wieder von Nutzen sein könnte.



► Kartierung der Bevölkerungsverluste im Dreißigjährigen Krieg.

Die graphisch nachgearbeitete Originalkarte von Günter Franz auf dem letzten revidierten Stand von 1979. Die »Zerstörungsdiagonale« von der Ostsee in den Südwesten Deutschlands und die weniger oder vermeintlich nicht geschädigten »Schongebiete« sind deutlich zu erkennen. Zu Problematik, Korrektur und Ergänzung der sachlich unverändert dokumentierten wissenschaftlichen Pionierleistung sei auf den Text verwiesen.

Der Krieg der Kriege erschreckt schon durch seine Zahlen. Eine Serie von dreißig Jahren Krieg hat so gründlich gewütet, wie es in diesen Dimensionen in Deutschland nie zuvor und danach geschehen ist. Die nüchternen Demographen rechnen mit einem Bevölkerungsrückgang von zuvor 18 Millionen auf 11 Millionen Menschen. Das heißt in den damaligen Relationen: Ein Drittel der Bevölkerung und mehr, in Extremfällen bis zu zwei Drittel, sind in diesem Krieg und durch ihn umgekommen. Und auch die Davongekommenen und Hinterbliebenen hatten viel auszustehen, haben selbst Schaden genommen und noch mehr zu bewältigen, wie eine große weitgestreute Überlieferung bezeugt.

Es konnte jeden treffen. Darüber hinaus bestürzen in einer Gewichtung der Kriegsschrecken vor allem drei, die zu einer Bedrohung der ganzen Zivilisation wurden. Das gilt erstens für die räumliche Ausdehnung der Kriegsgewalt und ihrer Folgen, für deren bloße Besichtigung potentiellen Zeitreisenden in Deutschland eigentlich Reisewarnungen mitgegeben werden müssten. Zweitens, und noch mehr, verstört das anhaltende Sterben aufgrund eines außer Kontrolle geratenen Todesdreiecks der Gefährdungen durch Gewalt, Hunger und Seuchen, die einander wechselseitig verstärkten. Wenn schließlich drittens auch besondere Risikogruppen in diese Gewichtung einbezogen werden, wären die Nachrichten über Kinderelend, sexistische Dauergreuel und Massengräber auf den Schlachtfeldern schon Grund genug gewesen, den Krieg schleunigst abubrechen. Ist es überhaupt verständlich, wie ein solcher Krieg von einer hochentwickelten Kultur bis zu

ihrer drohenden Selbstvernichtung geführt werden konnte? Die Frage stellt sich unter allen Blickpunkten in dieser multiplen Katastrophe immer drängender.

### Die Geographie des Schreckens – Entvölkerungsdiagonale und Katastrophengebiete

»Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!«, klagt in einem der wohl bekanntesten Kriegsgedichte Andreas Gryphius mit einem in diesem Krieg aufkommenen Wort für die Allgegenwart der Heere wie ihrer »verheerenden« Folgen. Und Dichterkollege Martin Opitz setzt noch die rhetorische Frage drauf, ob es wohl noch einen Ort gebe, zu dem der Krieg nicht hingekommen sei. Nein, war die gefühlte Antwort, und falls doch, dann war man doch nicht »furchtefrei«, dass er noch käme. Es gab Randgebiete des deutschen Kriegsschauplatzes, die verschont blieben, doch gerade in den Kerngebieten des Reiches klagten die Chronisten über eine ununterbrochene Kriegsbelastung durch die verheerenden Heere. Und manchmal genügten auch wenige Jahre Krieg vor Ort, um noch größere Verwüstungen anzurichten. Die Folgen waren katastrophal und in vielen Gegenden noch katastrophaler.

Einen Versuch, mit Hilfe der zerstreuten Nachrichten aus den einzelnen deutschen Landschaften einen Überblick über die Bevölkerungsverluste zu gewinnen, hat in der Mitte des 20. Jahrhunderts der Historiker Günter Franz gewagt. Demnach zog sich über ganz Deutschland eine »Zer-

störungsdiagonale« der besonders betroffenen Gebiete von der Ostseeküste bis in den Südwesten des Reiches. Zu den schwerstgeschädigten Ländern, die mehr als die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren, rechneten die Ostseerainer Mecklenburg und Pommern, in der Mitte Thüringen bis hinein nach Sachsen und im Süden die Pfalz und Württemberg. Aber auch Brandenburg im Norden, Hessen und Frankfurt in der Mitte und Schwaben insgesamt mussten Einbußen von einem Drittel und mehr hinnehmen, sodass außerhalb dieser überbreiten schrägen Entvölkerungsschneise wenige geringer geschädigte »Schongebiete« im Nordwesten und Südosten übrigblieben.

Nun hat diese Verteilung und Abstufung des Schreckens, erstmals 1940 dargestellt, ein doppeltes Glaubwürdigkeitsproblem. Vor allem darum, weil der Autor, ein wegen seiner verdienstvollen Spezialforschung als »Bauern-Franz« bekannter Historiker, in nationalsozialistischen Wissenschaftsorganisationen und ihren Projekten einen aktiven Part gespielt hat und in der Erstauflage seines Buches – nicht im historischen Befund, aber über seine Wirkungen – krude rassenideologische Spekulationen angestellt hat. In den sauber entnazifizierten Nachkriegsauflagen hat hinwiederum die Abwesenheit jeder statistischen Methodik bei dieser einfach schätzenden vergleichenden Landesgeschichte Zweifel geweckt. Das Unglaubliche aber ist: Franz hat – wiewohl damals Nazi und bleibend demographischer Dilettant – trotzdem recht. Oder sogar noch rechter, als er dachte. Es ist nämlich widersinnig, das Ausmaß des Kriegsschreckens unter Berufung auf die ideologisch-methodologische Peinlichkeit seines ersten umfassenden Vermessers abschwächend zu relativieren. Mehrfach musste die Todes- und Verlustrate bei

Überprüfung mit Hilfe von mehr Informationen und moderner Methodik noch nach oben korrigiert werden. Sowohl der geographische Umfang wie auch die regionale Intensität waren eher noch größer.

Wir wissen etwa über »Leben und Sterben in Schwaben«, speziell zu dem heute von Bayern vereinnahmten Teil, durch eine in modernen Standards versierte und noch weiterführende Untersuchung Werner Lengers mehr und Gesichertes. Was das Sterben angeht, so gehörte die ganze Region zu den im Krieg schwer geschädigten, mit 40 Prozent Bevölkerungsverlust – höher als Franz annahm – und weit nach Bayern hineinreichend, im Donaauraum bis zu 60 Prozent. Aber die »Diagonale« muss noch weiter verlängert und nach Südosten umgeleitet werden, denn die Annahme, die österreichischen Erblande seien von Kriegsschäden wenig betroffen gewesen, ist von den dort besseren Kennern zu Recht zurückgewiesen worden. Für das mehrfach umkämpfte Böhmen und Schlesien konnte das ohnehin nicht gelten, aber die Karte ist auch für ganz Niederösterreich zu korrigieren. Das mit 600 000 Menschen in den Krieg gehende Land verlor mindestens ein Viertel seiner Bevölkerung, ja in den schwerstbetroffenen Regionen mussten am Ende von den noch steuerbaren sogenannten »aufrechten Häusern« zwei Drittel abgeschrieben werden.

Gegen Norden gewendet gehörte ganz Sachsen zu einem der Hauptkriegsplätze und den meistheimgesuchten Gebieten des Reiches. Besonders schlimm wurde es in der zweiten Kriegshälfte, in der das sich politisch durchlavierende Kursachsen abwechselnd oder gleichzeitig von beiden Kriegsparteien terrorisiert wurde, mit den größten Verwüstungen im »Qualjahr« 1640. Insgesamt verlor das Land

in diesem Krieg die Hälfte seiner Bevölkerung, und in einem breiten Band in Elbrichtung quer durch das Land sogar zwei Drittel. In den Lausitzen soll der Schaden »gigantisch« gewesen sein und bleibt noch näher zu bestimmen. Auch für Brandenburg, in dem die Heeresmacht beider Seiten für die Schlacht von Wittstock aufmarschierte, muss die Schadensstufe heraufgesetzt werden. So werden die Schongebiete immer weniger, das Schadensausmaß aber immer größer.

Eine andere Frage der räumlichen Schreckengewichtung ist es, ob die Menschen in der Stadt oder auf dem Land noch schlimmer dran waren. Auf dem Land natürlich, in Dörfern ohne schützende Stadtmauern, ist die naheliegende, verbreitete und oft richtige Antwort. Es war noch die weit überwiegende Siedlungsform, die seriellen Gewaltorgien in den Chroniken geschahen auf dem ungeschützten Land, und wer konnte, suchte sich hinter festen Mauern oder in den Wäldern vor den Heeren in Sicherheit zu bringen – bis hin zu dem Rekordflüchtling und Chronisten Hans Heberle, der dreißigmal aus dem kleinen Ort Nenningen im Ulmer Umland flüchten musste. Besonders betroffen waren entlang der Heerstraßen und im Umkreis der umkämpften Städte und Schlachtfelder liegende Orte. In Brandenburg zählte die militärisch stark belastete bäuerliche Landschaft Prignitz zu den meistgeschädigten Gebieten des Reichs mit einer Verlustquote der Haushalte von fast 70 Prozent. Die Landstände klagten über verwüstete, verödete und in Brand gesetzte Dörfer. In 33 Gemeinden existierten nur noch ein oder zwei Haushalte. Eine solche Entvölkerung des flachen Landes, deren Folgen für die landwirtschaftliche Grundversorgung desaströs waren, ist alles andere als ein regionaler Einzelfall.

Doch diesen Landkatastrophen stehen die Stadtkatastrophen kaum nach.

Eine der ersten zerstörten Städte war die kleine, aber ehrwürdige, mit einer Kaiserpfalz befestigte und zeitweilig das Reichskammergericht beherbergende Reichsstadt Wimpfen, die das Unglück hatte, dass auf dem Weg des Krieges in die Pfalz im Mai 1622 die nach ihr benannte Schlacht vor ihren Toren geschlagen wurde, und die auch danach noch einiges austehen hatte. Am Ende lag die Vorstadt im Tal ganz in Trümmern, zehn der zwölf lebenswichtigen Mühlen und 134 Häuser waren Ruinen oder ganz verschwunden, in den mit Distelgestrüpp bis zur Unkenntlichkeit überwucherten Resten der Oberstadt lebten statt 300 noch 37 Bürger.

In Sachsen waren es neben den Dörfern ebenfalls die zahlreichen Städte, die immer wieder belagert, eingenommen und von kaiserlichen wie schwedischen Truppen zerstört, niedergebrannt und verwüstet wurden. Es begann mit Bautzen, das nach der sächsischen Eroberung noch zwei Mal belagert und weiter zerstört wurde, gefolgt von den Bergbaustädten im Erzgebirge und den Wirtschaftszentren Chemnitz und Zwickau, die mehrfach belagert und eingenommen wurden und schwere Zerstörungen erlitten. Selbst Leipzig hatte dreimal und am Ende dauerhaft unter den Eroberern zu leiden, und in der davongekommenen Residenzstadt Dresden starben die Einwohner stattdessen an der Pest, in zwei Jahren fast 8000, oder sind vor ihr geflohen.

Eine besondere Tragödie waren Krieg und Kriegsfolgen für die Reichsstadt Augsburg, die so viele Kaiser und Reichstage gesehen, Verfassungs- und Religionsgrundgesetzen ihren Namen mitgegeben hat, dass sie in ihren besten Tagen als geheime Hauptstadt des Reiches und durch die Han-

delshäuser der Fugger und Welser als Finanzkapitale gelten konnte. Die bikonfessionelle Stadt hat unter den wechselnden Kriegsparteien gelitten, die über sie hereinbrachen, mehr aber noch durch die eingeschleppte oder hungergeschuldete Pest, an der 1627/28 bereits 9000 und 1632–35 gar 18 000 Menschen starben. Das war mehr als die Hälfte der zuvor auf damals stolze 40 000 angestiegenen Stadtbevölkerung. Neue Untersuchungen zeigen, dass entgegen bisheriger Annahmen auch in anderen Städten bis nach München noch größere Verluste zu beklagen waren als in den ländlichen Regionen.

Zur größten Stadtkatastrophe und geradezu zum Symbol entfesselter Kriegsgewalt wurde Magdeburg. Die nicht oder zu spät auf Übergabe einschwenkende Stadt wurde von den Soldaten des Feldherrn der katholischen Liga Tilly im Sturm genommen, wobei Tausende von Einwohnern durch die plündernden und gewalttätigen Sieger und eine die ganze Stadt einäschende Feuersbrunst umgekommen sind. Nach dem zeitgenössischen Kriegsrecht gehörte, wenn es nicht zu einem Akkord zwischen Belagerern und Belagerten gekommen war und ein befestigter Platz erobert werden musste, das gewalttätige Plündern und Beutemachen durchaus zu den Siegerrechten, wenngleich dabei eigentlich Frauen und Kinder geschont werden sollten. Es war dies auch keineswegs ein Einzelfall, denn auch Städte wie Neuburg an der Donau, Neckargmünd und eine Reihe weiterer wurden mit schlimmen Folgen für ihre Bürger erstürmt. Aber in Magdeburg wurde jedes Maß überschritten, und die Parteien und Sensationspublizistik nahmen sich dieser siegreichen Katastrophe noch zusätzlich an, inspiriert von Vergleichen mit Sodom und Gomorrha, der Zerstörung Jerusalems oder dem Untergang

Trojas und immer wieder auch vom Namen »Magdeburg«, das in gleichsam realitätsgestützten Allegorien seine »Jungfernschaft« verloren habe. Die Angst vor dem »Magdeburgisieren« öffnete so manches Stadttor rechtzeitig und rettete mit dem Lösegeld für den Verzicht auf das Niederbrennen, die damals so genannte »Brandschatzung«, erst einmal das Leben der Bürger, ruinierte dafür aber ihre Lebensgrundlagen und Ernährungschancen.

Und dann gab es da noch die Insel der Seligen, die von Wasser und Mauern geschützte Hansestadt Hamburg an der Elbmündung, über die auch niemand recht froh werden kann. Denn natürlich waren Schrecken und Anteilnahme am Schicksal der elbabwärts gelegenen evangelischen Schwesterstadt Magdeburg groß und besonders in den Kirchen ein bedrängendes Thema. Aber die Hanseaten waren auch eine Stadt der Heeresversorgung und Rüstungsschmiede für Kaiser und Liga. Waren die Waffen auch bei der Eroberung von Magdeburg zum Einsatz gekommen? Die Stadtregierung wollte sich jedenfalls das Geschäft nicht verderben lassen, mahnte die Prediger zur Zurückhaltung und verfolgte gegenüber den Flüchtlingen aus Magdeburg eine nicht ganz abweisende, aber restriktive Politik. In den Erscheinungsjahren des vorliegenden Buches klingt das wie eine tendenziöse Anspielung. Das soll es auch sein.

So jedenfalls können Ausnahmen, die keine Opfer, sondern Kriegsgewinnler waren, das Bild von der allgemeinen Kriegsgewalt nicht aufhellen. Von Nord bis Süd, in Stadt und Land, in den geschichtsmächtigen Zentren und seinen wirtschaftsstarken Zonen hat der Krieg das ganze Reich an den Rand des Abgrundes geführt.

Das haben auch Chronisten und Administratoren vor Ort

gesehen. In vielen Gegenden ist dokumentiert, dass die Bevölkerung immer wieder von Einquartierungen und Durchzügen, Plünderungen und Gewalttaten des Militärs und ihren Folgen belastet wurde und nicht nur sporadisch, sondern kontinuierlich unter der Kriegsgewalt litt. Dabei findet sich ebenso regelmäßig die Bemerkung, dass es zwischen Freund und Feind gar keinen Unterschied mehr gebe, dass man dies geradezu als eine Grunderfahrung der Zivilbevölkerung ansehen muss. Wenn man solche wiederkehrenden Aussagen durch die Chronisten und Berichte aus den Regionen verfolgt und zusammenfügt, dann ergibt sich ein erschreckend geschlossenes Bild der Kriegserfahrung und -folgen. In einem Amtsprotokoll des Kurators einer Fuggerherrschaft ist zu lesen, was drei Armeen im Augsburgur Großraum angerichtet haben, in dem kein Untertan mehr etwas an Getreide und Vieh davongebracht habe und die Häuser eingestürzt, verbrannt und verwüstet seien. »Ist dermaln kein solch Curie im Schwäbischen Crais und Allgäu erhört worden«, meint der Kurator, und das gilt sicher nicht allein dort. Ein anderer bilanziert, alles an Korn, Pferden, Hausrat und Gerät sei »durch das feindliche wie auch durch das eigene Militär geraubt, die Leute teils während des Kriegs fortgezogen, teils Hungers gestorben, teils erschossen«. Es sei »alles verheert und verderbt« worden, lautet das geradezu das Dichterwort bestätigende amtliche Fazit. Wie konnte es so weit kommen? Konnte das denn keiner aufhalten?

## Die Trinität des Todes – Gewalt, Hunger und Seuchen

Die demographische Vermessung der Kriegsschrecken im Raum bleibt zu den Toten immer noch auf Distanz, doch die Selbstzeugnisse der betroffenen und entsetzten Berichterstat-ter bringen sie uns erschreckend nahe. Dabei gilt es über allzu voyeuristischer Larmoyanz angesichts der grausigen Details und über noch so interessanten Differenzierungen moder-ner Forschung andererseits nicht die gesammelte Wucht der Katastrophenerfahrung in diesen Zeugnissen aus den Augen zu verlieren. Erst der überwältigende Fundus von Kriegsauf-zeichnungen gibt das ganze Ausmaß und die Machart die-ses Bedrohungssystems zu erkennen. Tatsächlich ist in den Tagebüchern, Chroniken und Registraturen immer wieder dasselbe zu lesen und oft immer noch das, was schon Grim-melshausen zeitnah literarisch und später Gustav Freytag kul-turgeschichtlich bearbeitet hat. In der Musik soll einmal ein Komponistenkollege gespottet haben, Vivaldi habe hundert Mal dasselbe Konzert geschrieben, doch wenn es nicht um den leerlaufenden Stil geht, sondern um die schlimme Sache, dann zeigt gerade eine immerwährende Wiederholung mit Variationen die typischen Gefährdungen einer kumulativen Kriegsgewalt, an der die Menschen starben.

Immer wieder begegnet in den Chroniken und Schadens-verzeichnissen eine unheilvolle Dreieinigkeit, die an die Bitte traditioneller Litaneien erinnert: »Vor Pest, Hunger und Krieg bewahre uns, o Herr!« Maurus Friesenegger, der Abt des oberbayerischen Benediktinerklosters Andechs, hat sich auch der Frage gestellt, warum auf die Gottesgeißel des Krie-

ges auch noch die von Hunger und Pest folgte, und kam zum Schluss: »Da die Menschen sich auf vielfältige Art wider Gott vergehen, sucht Gott dieselben auch auf vielfältige Art wieder zurechtzuweisen.« Die Interpretation des Elends als Strafe Gottes gehört zu den Bewältigungsstrategien dieses Krieges, und die göttliche Dreifaltigkeit schien gleichsam mit der unheilvollen Dreieinigkeit der Todesgefahr zu strafen, die über den Menschen schwebte. »Ist also diese Zeit«, vermerkt ein Pfarrregister, »in unserem Land ein solcher Jammer, Angst, Noth und Elend gewesen, da uns Gott nicht allein mit Krieg und der Feinde Schwert, sondern auch mit der Pest« und – so schließt der Eintrag prompt – »mit großem Hunger heimgesucht« hat. Etwas irdischer gewendet erklärt diese dreifache Heimsuchung denn auch die völlige Verödung des Landes, »denn was der Feind nicht niedergemacht und an der Pest gestorben, das hat der Hunger aus dem Land trieben«. Auch säkulare Chronisten wie der Verwaltungsbeamte Happe machen »dreyen Hauptstrafen« für das große Sterben verantwortlich und melden schon 1626, man habe »itzund leider alle Hauptstrafen als Krieg, Theuerung und Pestilentz«. Und so geht es weiter unter wechselnden Bezeichnungen im Verbund oder einzeln über die jeweils schlimmste der drei Plagen. So nahmen es auch andere Chronisten wahr. Schon wenn man das von der Historikerin Benigna von Krusenstjern verarbeitete Verzeichnis der über hundert erfassten Selbstzeugnisse aus dem Dreißigjährigen Krieg mit den Hinweisen zu den jeweils behandelten Themen durchsieht, findet sich kaum ein Zeitzeuge, der nicht eine dieser Kriegsplagen und oft alle drei registriert oder selbst erlitten hat. Das ganze Bedrohungssystem erschließt sich von den todbringenden Eckpunkten eines Katastrophendreiecks her.